

N. Cimbaev

Ein Forum für Wissenschaftler

Die Katholische Universität im bayerischen Eichstätt und das bei ihr angesiedelte Zentralinstitut für Mittel- und Osteuropastudien sind relativ junge Einrichtungen, besonders wenn man deutsche Verhältnisse zum Maßstab nimmt.

Die Gründung des Instituts geht auf das glückliche Zusammentreffen einer ganzen Reihe von Faktoren zurück. Als einer der wichtigsten ist sicher die fachliche Autorität und das organisatorische Geschick des bekannten Philosophen und Sowjetologen Professor Nikolaus Lobkowicz zu nennen. Seinem Engagement ist es zu verdanken, daß ein weithin anerkanntes, höchst dynamisches Zentrum entstanden ist, mit dem sowohl deutsche als auch osteuropäische Wissenschaftler gern kooperieren. Das Institut und seine Mitarbeiter können auf eine stattliche Anzahl erfolgreicher wissenschaftlicher Projekte verweisen, zu denen als eines der bedeutendsten die 1997 gegründete Zeitschrift *Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte* zählt. Jede Nummer ist ein solider, dreihundert bis vierhundert Seiten umfassender Band, gut ediert und in der Regel mit interessanten Illustrationen ausgestattet; lange Abstände des Erscheinens (zweimal im Jahr) wiegt das fundamentale inhaltliche Angebot auf.

Von Anfang an wurde das *Forum* als eine Plattform für Forschungen zur osteuropäischen Ideen- und Zeitgeschichte positioniert, ein Konzept, das die Herausgeber seitdem konsequent verfolgt haben: Die überwiegende Mehrzahl der Beiträge ist den großen Ereignissen des 20. Jahrhunderts gewidmet, deren Echo auch heute noch nachklingt, jenen Ereignissen, die in erster Linie die UdSSR und Rußland betrafen, aber auch in Polen, in der Tschechoslowakei, in Ungarn und Deutschland spürbar waren. Das *Forum* ist eine wahrhaft europäische Zeitschrift: Der Blick der Herausgeber ist auf die Entwicklungen des Kontinentes gerichtet und nicht darüber hinaus.

Die Hinwendung zur Zeitgeschichte, das Bemühen um Aktualität ist für eine junge Zeitschrift nur natürlich und bedarf keiner Erläuterung, wie auch der Terminus "Zeitgeschichte" selbst unmittelbar verständlich ist. Etwas anders steht es mit dem Begriff Ideengeschichte: In der russischen Tradition wird darunter gewöhnlich die Geschichte des gesellschaftlich-politischen Denkens verstanden, während der deutsche Begriff

auch Fragen der Mentalität, der Sozialpsychologie, der Wechselbeziehungen zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft impliziert. Wendet man sich aber den konkreten Beiträgen des *Forum* zu, spielen Definitionsfragen keine Rolle mehr. Die Zeitschrift ist polyphon, umfaßt Arbeiten zur Militär- und Politikgeschichte, Alltagsgeschichte, Geschichte der Philosophie, der Literatur, des gesellschaftlich-politischen Denkens, soziologische und kulturologische Themen. Dennoch überschreitet die Vielfalt eine gewisse Grenze nicht, wird nicht zur Beliebigkeit. Eine vernünftige Redaktionspolitik sorgt für die Zusammenstellung von Themenbänden zu Fragen wie "Rußland und der Westen", "Religion und Utopie", "Eurasier und Neo-Eurasier – Rußlands Suche nach dem 'dritten Weg'".

Das *Forum* erscheint in deutscher Sprache, nur in seltenen Ausnahmen werden englischsprachige Artikel im Original belassen. Die Zeitschrift richtet sich an deutsche Leser und an die deutsche *scientific community*, deren Interessen in erster Linie berücksichtigt werden. Dieser Umstand ist wichtig. Das *Forum* wurde als Organ des europäischen Dialogs konzipiert, als Ort der Begegnung von Ost und West; und um dieser selbstgesetzten Aufgabe gerecht zu werden, ziehen die Herausgeber konsequent Autoren aus osteuropäischen Ländern zur Mitarbeit heran, darunter auch eine große Anzahl russischer Wissenschaftler. Die Artikel, die alle ins Deutsche übersetzt werden, sind in der überwiegenden Mehrzahl speziell für das *Forum* geschrieben, was natürlich im weiteren das Erscheinen von Varianten nicht ausschließt, meist als Buch in der Originalsprache. Es ist den Herausgebern dank ihrer Zielstrebigkeit innerhalb von fünf bis sechs Jahren gelungen, einen Stamm von Autoren um sich zu scharen, die jeweils verschiedene Wissensgebiete und wissenschaftliche Schulen vertreten. Das *Forum* ist seriös und repräsentativ, überzeugt durch seinen hohen wissenschaftlichen Standard und gibt einen guten Einblick in Art und Richtung heutiger osteuropäischer Forschung. Untersuchungen etwa zum späten Stalinismus oder zum sowjetischen *way of life* müssen ohne Einbeziehung der Zeitschrift unvollständig bleiben.

Wenn jedoch gilt, daß unsere Mängel die Fortsetzung unserer Vorzüge sind, so muß festgehalten werden, daß das *Forum*, wiewohl es die Bedürfnisse der Wissenschaftler, die des Deutschen mächtig sind, vollauf befriedigt, unter osteuropäischen Wissenschaftlern nicht genügend bekannt ist. Dieser Umstand schränkt die Einflußmöglichkeiten der

Zeitschrift ein, besonders unter der jungen, im postsowjetischen Raum aufgewachsenen Generation, für die das Englische zur Verständigungssprache in der Wissenschaft geworden ist. Es ist abzusehen, daß die Herausgeber in nicht allzu ferner Zukunft die Frage lösen müssen: Wie verhindert man, daß das *Forum* eine Einbahnstraße von Ost nach West wird? Natürlich können nicht alle Beiträge in der Originalsprache veröffentlicht werden, und das ist auch nicht nötig; aber bereits jetzt erscheint es dringend geboten, ausführliche Zusammenfassungen in russischer und englischer Sprache zu bringen.

Im übrigen sollen hier keine Entwicklungsprognosen für die Zeitschrift aufgestellt werden. Der Zweck dieser Übersicht ist viel bescheidener und besteht darin, bestimmte Tendenzen der Osteuropaforschung der letzten Jahre aufzuzeigen, und zwar vorwiegend anhand von Materialien aus dem Bereich der Literatur- und Kulturgeschichte. Und davon gibt es im *Forum* nicht wenig.

Wendet man sich den ersten Nummern zu, kann man den Eindruck gewinnen, daß mit der neuen Zeitschrift die besten Traditionen westlicher Sowjetologie unter den veränderten gesellschaftlichen und politischen Bedingungen fortgesetzt werden sollten. Es dominierten Aufsätze zur Zeitgeschichte, die großenteils der jüngsten sowjetischen Vergangenheit gewidmet waren. In einer eindrucksvollen Diskussion über den Totalitarismus wurden die methodologischen und interpretatorischen Probleme der Forschung ausgiebig erörtert (1997, 1-2; 1999, 1). Sergej Slutsch und Peter Bernholz wiesen auf die Notwendigkeit einer vergleichenden Analyse der totalitären Regimes hin, auf deren typologische Ähnlichkeit; es wurden kühne Parallelen zu den orientalischen Despotien gezogen (A. Pimenov). In diesen Stellungnahmen ist ein publizistischer Tonfall nicht zu überhören. Von einem anderen wissenschaftlichen Niveau zeugt der Artikel "Bolschewismus, Faschismus, Nationalsozialismus – verwandte Phänomene?". Sein Autor Leonid Luks, einer der Herausgeber des *Forums*, weist im Rückgriff auf Diskussionen, die im Westen bereits in den siebziger Jahren geführt wurden, nach, daß zwischen Kommunismus und Faschismus ein fast unüberbrückbarer Graben bestand, daß die totalitären Regime in der UdSSR, Italien, Deutschland sich sowohl in den Ursachen als auch im Charakter klar unterschieden und daß ihre Beschreibung im Rahmen der klassischen Totalitarismustheorie große Vorsicht erfordert (1997, 1). In seiner Schlußfolgerung be-

tont Luks die Notwendigkeit eines konkret-historischen Ansatzes und warnt vor der Aufstellung neuer Dogmen.

Man muß es den Herausgebern lassen, daß sie diese Linie durchgehalten haben, wenn auch nicht ohne Abstriche. Probleme bereitete bereits die Veröffentlichung von Dokumenten aus den zuvor unzugänglichen Archiven des ZK der KPdSU, der Komintern und des NKVD. Einerseits sprachen die Materialien über Stalins Untaten gleichsam für sich und schlossen damit die Möglichkeit unterschiedlicher Interpretationen aus. Andererseits stellte die Analyse der Dokumente den nachdenklichen Forscher unausweichlich vor die Frage, wodurch das Stalinregime – oder weiter gefaßt – das sowjetische Regime möglich geworden war, was daran auf die Ideologie des Marxismus, was auf den bösen Willen Stalins zurückgeht, was von der Logik des parteiinternen Kampfes diktiert wurde und wofür es tieferliegende Ursachen gab, deren Erklärung in Rußlands Vergangenheit, in den Besonderheiten des russischen gesellschaftlichen Bewußtseins zu suchen sind.

Unter den Arbeiten, in denen das neue, teilweise sensationelle Faktenmaterial im Vordergrund steht, gibt es echte Glücksfälle wie diejenige von Gennadij Kostyrčenko, der den Lebensweg von Stalins "Propagandaminister", dem Philosophen Georgij Alexandrov (1997, 1) verfolgt, oder den Beitrag von Vladimir Naumov, in dem die Geschichte der Geheimrede Chruščevs auf dem XX. Parteitag der KPdSU (1997, 1) nachgezeichnet wird. Dennoch hielten die Herausgeber es von Anfang an für erforderlich, Beiträge anderer Art einzubeziehen, und brachten bereits in der allerersten Nummer den Artikel des bekannten Philosophen Vladimir Kantor "Die Demokratie als historisches Problem in Rußland". Darin wird die Frage behandelt, ob demokratische Institutionen in einem Land funktionieren können, in dem jahrhundertlang andere, vorzugsweise autoritäre Regierungsformen vorherrschten. Kantor widerlegt überzeugend die verbreitete politologische Ansicht, die Idee der Demokratie sei für Rußland unannehmbar, und weist auf die historische und regionale Konkretheit demokratischer Formen hin. Im weiteren geben die Herausgeber, ohne auf die Veröffentlichung von Dokumenten und soliden faktografischen Artikel zu verzichten, ideengeschichtlichen Themen immer offener den Vorzug, sei es historisch-philosophischen oder historisch-literarischen.

Es besteht hier keine Notwendigkeit, die zahlreichen Aufsätze zur Geschichte des 20. Jahrhunderts aufzuzählen. Ein großer Teil von ihnen erweitert unsere Vorstellung von der sowjetischen Vergangenheit erheblich. Da ist die Arbeit von Markus Wehner über den Bauernaufstand in Tambov 1921, den die Bolschewiki mit Hilfe von Giftgas niederschlugen (1998, 2), und die Skizze von Nikita Petrov über den ersten Vorsitzenden des KGB, General Ivan Serov (1998, 2) sowie die Studie von Wladislaw Hedeler und Steffen Dietzsch über das Jahr 1940 – "Stalins glückliches Jahr" (1999, 2). Die allgemeine Tendenz ist jedoch die: Von Nummer zu Nummer verringert sich die Zahl solcher Artikel, die zudem nicht nur Themen der sowjetischen, sondern auch der tschechischen, polnischen und sogar der spanischen Geschichte behandeln. Manchmal trifft man in der Rubrik "Zeitgeschichte" auch auf Beiträge, die zwar eine Reihe neuer Fakten bieten, im gleichen Zug aber deutliche Schwächen des historischen Ansatzes erkennen lassen. Aleksandr Watlin etwa, der die extensive Entwicklung der postsowjetischen Sowjetologie für abgeschlossen erklärt (gemeint ist das Nachlassen des Stroms sensationeller Archivfunde) und nun eine "tiefergehende Interpretation" für erforderlich hält, liefert selbst eine reichlich konventionelle Darstellung von Stalins "Weg zur absoluten Macht", in der er die Figur des Führers dämonisiert, ein Ansatz, der nicht nur überholt ist, sondern die Analyse der Entwicklungsmechanismen des sowjetischen Staatswesens eher behindert und keineswegs zu dem vom Autor gewünschten tieferen Eindringen in das Wesen der Ereignisse führt (2000, 2). Noch weniger überzeugt ein anderer Aufsatz desselben Autors, in dem das äußerst wichtige Thema „Terror und Widerstand unter den Bedingungen des Totalitarismus – die sowjetische und die deutsche Erfahrung“ behandelt wird (2001, 1). Der Aufsatz enthält jene schematische und dogmatische Züge, vor denen L. Luks seinerzeit gewarnt hat.

Einen anderen Zugang zur sowjetischen Geschichte lassen die Artikel von Assen Ignatow über den "Liebling der Partei" Nikolaj Bucharin erkennen. Der erste trägt den bezeichnenden Titel: "Der marxistische Janus: Die zwei Gesichter von Nikolaj Bucharin" (1998, 2). In einer zweiten Arbeit analysiert der Autor, ein bekannter Philosoph aus Köln, die psychologischen Aspekte von Bucharins Scheitern als Politiker und Ideologe (1999, 2). Ignatow zeichnet darin ein soziokulturelles Porträt des Marxisten und Revolutionärs vor dem Hintergrund der Ereignisse, die dieser flammend begrüßte, deren Logik sich

aber den Gesetzen der Utopie nicht unterwarf, an die er glaubte. Bucharin war ein Kenner der Literatur, aber die realen Ereignisse waren alles andere als Literatur, und literaturkritische Kompetenz ist kein geeignetes Rüstzeug zur Überwindung des utopischen Bewußtseins.

In den Artikeln zweier Herausgeber des *Forums*, Donal O'Sullivan und Leonid Luks, geht es um die machtvolle historische Wirkung der sozialutopischen Ideen in ihrer marxistischen Variante. Die Beiträge sind – und das ist an sich bereits höchst bemerkenswert – dem 150. Jahrestag des „Kommunistischen Manifests“ gewidmet, einer der meistgelesenen und meistverehrten Texte der neueren Zeit. Wenn man so will, läßt sich im marxistischen Diskurs die postmoderne Vorstellung von der Welt als Text wiederfinden. O'Sullivan stellt die Frage, ob das „Kommunistische Manifest“ eine Anleitung zum Handeln oder eine Utopie sei, ohne sie eindeutig zu beantworten. Das wäre auch gar nicht möglich, denn, wie Luks zeigt, war die Bewegung vom Text des Manifestes zum Text des "Kurzen Lehrgangs" sowohl eine Weiterentwicklung der Utopie als auch eine Umwandlung der Gesellschaft und des Menschen unter der Losung "Die Partei hat immer recht" (1998, 1).

In seiner fundierten Untersuchung "Vorahnungen des Totalitarismus" wendet sich Assen Ignatow den Gipfelscheinungen der russischen Philosophie und Literatur zu. Es geht um das Thema der sozialen Utopie, des säkularisierten Bewußtseins und um die Erwartung einer veränderten Welt auf der Grundlage der Gerechtigkeit. Anhand von Texten Alexander Herzens und Michail Bakunins werden deren Ahnungen rekonstruiert, die sich auf Sieg, Niedergang und Scheitern des Kommunismus beziehen. Bakunins Kritik an Marx wird von Ignatow als überzeugender Beweis dafür interpretiert, daß Bakunin den Marxismus als eine "neue Sklaverei" verstanden hat. Die Sozialismusgegner Fedor Dostoevskij und Konstantin Leont'ev waren in ihrer Kritik scharfsichtig, aber ihre Zukunftsvisionen, vor allem Leont'evs Vorstellung von der "Unbeweglichkeit als Ideal" sind nichts anderes als Variationen des utopischen Bewußtseins, dem auch vollständig die Konstrukte des Bolschewiken A. Bogdanov zuzurechnen sind, ebenso wie E. Zamjatsins große Antiutopie *Wir*. Rußland war nicht häufig Heimat der Utopien, aber der Drang des russischen gesellschaftlichen Bewußtseins in die Zukunft, das, was Dostoevskij als 'Bodenlosigkeit' (*bespočvennost'*) bezeichnete, der ewige russische Konflikt zwischen

dem Einzelnen und der Gesellschaft, zwischen Gesellschaft und Macht, veranlaßt Ignatow zu folgendem Urteil: "Von einer kontinuierlichen Entwicklung der Zukunftsprognosen in Rußland kann man nicht reden, wohl aber von einer gewissen geistigen Atmosphäre, die für diese Prognosen günstig war. Rußland ist nicht nur das Land der sozialen Träumereien, sondern auch das Land der tiefen Einsicht in das reale Äquivalent dieser Träumereien. Nicht nur schaffen russische Denker Mythen, sondern sie entmythologisieren diese Mythen auch." Die wenig tröstliche Schlußfolgerung lautet: "Die klugen Köpfe waren sich der Gefahr des Fortschrittsaberglaubens und der sich daraus ergebenden Versuche, die Menschheit gewaltsam zu beglücken, bewußt. Sie fanden wenig Gehör, aber das ist leider überwiegend der Fall in der Geschichte." (2000, 2, S. 40)

Das utopische Bewußtsein, seine Formen und die Gründe seiner tiefreichenden und langanhaltenden Wirkung in Rußland wurden zu den dominierenden Themen der letzten Nummern des Forums. Kennzeichnend ist, daß für diese Analyse nicht nur die russische Wirklichkeit zu Rate gezogen wird, sondern auch die russische Literatur. Prinzipielle Bedeutung hat in diesem Zusammenhang der Aufsatz von Vladimir Kantor "Freiheit oder Willkür. Über die russische Mentalität". Die Opposition der Begriffe 'svoboda' und 'volja', die bis zum Bylinenepos zurückverfolgt werden kann, ist von russischen Schriftstellern häufig behandelt worden. Die Tradition der Narodniki, und nicht nur der bakuninschen Richtung, gab den Vorzug der 'volja', dem unbändigen freien Willen, der russischen Weite der Seele, die poetisch und erhaben ist, bereit, sich emporzuschwingen oder "sich für die Freunde zu opfern". Selten hat die Literatur allerdings das Thema aufgegriffen, wie der freie Wille in Willkür, in blinden und rohen Aufruhr übergeht, wovor bereits Puškin warnte. Die Freiheit ('svoboda') ist schöpferisch, aber sie fordert die bewußte Selbstzähmung im Namen der Gesellschaft, und darum ist sie manchmal unerträglich für den freien Willen ('volja'). Kantor betrachtet die russische Mentalität als eine der Hauptursachen für die charakteristischen Zivilisationsbrüche der russischen Geschichte (1999, 2).

Eva Maeder illustriert diese These an konkretem Material in ihrem Artikel "Partisanen und Poeten – Bürgerkrieg und Propaganda in einem sibirischen Dorf zu Beginn der zwanziger Jahre" (2001, 1). Der Titel führt etwas in die Irre, denn natürlich gab es in diesem Dorf weder Poeten noch einen propagandistischen Apparat. Aber es gab das, was die Herausgeber des *Forums* als "verbale Propaganda" bezeichnen und was sie als ei-

ne der Komponenten des "Realen Sozialismus" definieren. Einen interessanten Versuch, die Entwicklung dieser "verbalen Propaganda" zu verfolgen, stellt die Arbeit von Viktor Yurovsky dar, der den sowjetischen Heldenkult der dreißiger und der sechziger Jahre einer vergleichenden Analyse unterzog. Allerdings vergaß der Autor über der Beobachtung der wechselnden sowjetischen Propagandaformen, daß der Heldenkult ein natürliches Merkmal jeder Gesellschaft ist und daß wahre Heldentaten immer Eindruck machen. (2001,1)

Einen anderen Aspekt der literarischen Wirkungsgeschichte wählte Alexei Rybakov, einer der Herausgeber des *Forums*. Er wies auf den großen Einfluß hin, den die "heilige russische Literatur", die Werke Dostoevskijs, Merežkovskijs, vor allem aber Tolstojs, auf Thomas Mann ausübten. Dieser Einfluß zeigte sich sowohl in Thomas Manns Werk als auch in seinem Verständnis von Rußland, das für ihn in erster Linie die russische Literatur war. Der "Mythos" war für ihn wichtiger als die "Wirklichkeit". Das utopische Bewußtsein infizierte den aufgeklärten humanistischen Europäer: Thomas Mann, der dem Wort und an das Wort glaubte, nahm ernsthaft an, daß Lev Tolstoj, wäre er noch am Leben gewesen, den Ersten Weltkrieg hätte abwenden können. Mit einer solchen "mythisch-mystischen Undenklichkeit und großartigen Absurdität" schließt Rybakov seinen Artikel. (2001, 2, S. 52)

Von Alexei Rybakov stammen weitere Beiträge, in denen strenge literaturwissenschaftliche Analyse mit ideengeschichtlichen Fragen verbunden ist. Beim Vergleich Puškins und Goethes interessiert ihn weniger das schöpferische Genie und die Universalität der Dichter als die Rolle, die sie als Vertreter wahrer geistiger Werte in der Gesellschaft spielten (1999, 1). In seinem Beitrag "Russische Denktraditionen und ihre Auswirkungen auf Politik und Gesellschaft" beschreibt Rybakov die Wechselwirkung von Literatur und Ideengeschichte in Rußland, die ihren Anfang bei Puškin und Čaadaev nahm. Zurecht erinnert er daran, daß russische Denker mit wenigen Ausnahmen keine "Philosophen im professionellen Sinn" waren, und weist auf ihre Rolle als freie Publizisten hin. Der Streit über Rußland war kein rein philosophischer - oder, in der maliziösen Formulierung des Autors: er offenbarte "einen gewissen Provinzialismus des russischen Denkens". Unklar bleibt, ob sich daraus auch auf die Provinzialität der russischen Intelligenz schließen läßt, die nach Rybakov mit der Vorbereitung und Durchführung der Re-

volution von 1917 ihre historische Rolle erfüllte und dann von der Bühne abtrat, um erst in sowjetischer Zeit wieder aufzutauchen.

In der Tradition der *Vechi* und N. Berdjajevs unterscheidet Rybakov "drei Instanzen und drei Mächte", die das gesellschaftliche und geistige Leben Rußlands bestimmen: Staat, Intelligencija und "Volk". Das Wort "Volk" steht bei ihm in obligatorischen Anführungszeichen, betont wird dessen Nähe zur Macht. In ursächlichem Zusammenhang mit dieser wird die Ohnmacht der Intelligencija gesehen, die neben allen anderen Sünden dazu neigt, westliche Hypothesen in Gegenstände des Glaubens zu verwandeln. Von hier geht Rybakov unmittelbar über auf das Problem von Westlertum und Slavophilentum, wobei sein Verständnis der Frage eine gewisse Vereinfachung erkennen läßt. Die slavophile *sobornost'* kann jedenfalls nicht so ohne weiteres mit dem sozialistischen Kollektivismus in einen Topf geworfen werden, und das Privateigentum hat am Vorabend der Landreform vom 19. Februar 1861 am konsequentesten nicht der Westler Nikolaj Miljutin verfochten, sondern der Slavophile Jurij Samarin. Ein Historiker der Ideengeschichte wird der folgenden Behauptung nicht zustimmen können: "Viele Sozialisten erblickten übrigens auch in der Dorfgemeinde die Ansätze der von ihnen gewünschten sozialen Ordnung; die slavophile *sobornost'* und der sozialistische Kollektivismus sind gar nicht so weit voneinander entfernt; die Linke und die Rechte sind in Rußland sehr oft und in sehr vielem einig; um so schwerer hat es die Mitte." (2002, 1, S. 230)

Aber wer befindet sich in der Mitte? Waren das nicht eben die Slavophilen und die Westler, die in Rußland im 19. Jahrhundert den Sozialisten auf der linken und den Konservativen auf der Rechten entgegenstanden? Und gerieten nicht die Westler nahe an jene gefährliche Grenze, die ihre Lehre von der sozialistischen Tradition trennte? Die Antworten auf diese Fragen sind von prinzipieller Bedeutung, und ich bin geneigt, Vladimir Kantor zuzustimmen, der eine brillanten Analyse dem "Phänomen des russischen Europäers" widmet, in dem er die wünschenswerte Synthese von Westlertum und Slavophilentum sieht. (2001, 2)

Leonid Luks meint allerdings, daß der "ideologische Streit, der an die in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts begonnene Auseinandersetzung zwischen 'Westlern' und 'Slavophilen' anknüpft, (...) im heutigen Rußland fortgesetzt (wird) und sein Ausgang, von dem das politische Schicksal des Landes nicht unerheblich abhängt, (...)

noch offen (ist). (2002, 1, S. 58) Darüber schreibt er in einem Aufsatz, der sich mit dem "geopolitischen" Programm Alexander Dugins und der Zeitschrift *Élementy* auseinandersetzt. Nur wenige kennen die Zeitschrift und interessieren sich für die neoeurasischen Exerzitien ihres Ideologen, aber Luks weist zurecht auf die potentielle Gefahr eines "manichäischen" Projekts hin, das den Bruch zwischen Rußland und Europa propagiert. Dasselbe Thema greift Assen Ignatow auf, der sich ausführlich mit der "Historiosophie" Lev Gumilevs auseinandersetzt, die er als "marginale" und "paraphilosophische" Erscheinung deutet, als "eine 'Weltanschauung' im schlechten Sinn des Wortes, in der nicht Beweise, sondern leidenschaftliche Überzeugung und, mit dieser fast immer Hand in Hand gehend, Sendungsbewußtsein vorherrschen". (2002, 1, S. 41)

Dem kann man nur zustimmen. Für die führenden Autoren des *Forums* ist Europa eins, sind seine Teile, sein Osten und Westen miteinander verbunden und voneinander abhängig. Der europäische Weg ist ein Weg der gegenseitigen Hilfe und der Kooperation, ob im Bereich der Kultur oder der Wirtschaft. Und wenn in der Vergangenheit Politiker, Militärs und soziale Utopisten Europa mehrfach spalteten, so muß man neuen Versuchen dieser Art mit um so größerer Vorsicht begegnen, wie schwach sie auch erscheinen mögen.

Das *Forum* ist eine dynamische Publikation, die immer wieder neue Rubriken hervorbringt wie "Rußlands Weg ins 21. Jahrhundert" oder "Eichstätter Vorträge"; in den letzten Nummern wurden unter der Überschrift "Lebensstile und Gruppenidentitäten in Sowjetrußland während der Neuen Ökonomischen Politik" ausgezeichnete Beiträge zur Kulturgeschichte des Alltags zusammengestellt. Einige dieser Materialien bieten durchaus neue Kenntnisse, lassen aber auch eine gewisse Einseitigkeit der historiosophischen Interpretation unserer Geschichte erkennen. Susanne Schattenberg bejaht die These von der Vorherrschaft des utopischen Bewußtseins uneingeschränkt und betrachtet die Sowjetunion als das Experiment einer technischen Utopie. So wurde nämlich das neue Regime von vielen Ingenieuren der alten Schule verstanden. Gewohnt, technokratisch zu denken, wurden sie von der Losung "Die Technik den Massen" ergriffen. Das Ziel - "die Gründung eines Ingenieursstaats" – schien ihnen in den 20er Jahren so nahe wie nie. In den 30er Jahren wurden sie dann durch das Stalinregime von der Bühne verbannt und durch junge Leute ersetzt, die in erster Linie Kommunisten sein

sollten und erst dann technische Spezialisten. Man kann sagen: Die sozialistische Utopie überwand die technokratische. (2001, 2)

Doch dann, in den Jahren der NĚP, bewies die sozialistische Utopie gerade im Bereich der Kultur ihre Ohnmacht. Davon berichtet der hochinteressante Beitrag von Matthias Stadelmann "Foxtrott, Zigeunerromanze und sowjetische Operette: Populärmusik der NĚP zwischen ideologischer Kritik und rezeptivem Zuspruch". Der Autor konstatiert die Uneindeutigkeit kultureller Vorgänge, ihre Unkontrollierbarkeit für den Zugriff der Partei, besonders im Bereich des Alltagslebens, ihre Fähigkeit, ohne wesentliche Veränderung beliebige ideologische Tarnfarben anzunehmen. (2001, 2) Diese Beobachtung, die sich vorwiegend auf Periodika derselben Zeitspanne stützt, ist von großem Wert, obwohl es ja auch eine mündliche Überlieferung gibt, deren Vertreter mit Spott oder Unverständnis auf tief sinnige Betrachtungen zu der Frage reagieren werden, wie zu Sowjetzeiten Jazz, Gitarre oder Foxtrott verboten wurden. Die Utopie kann aus dem Zusammenstoß mit dem Leben, mit dem Alltag nicht ohne Verluste hervorgehen. In metaphysischem Sinn triumphiert das Alltagsdasein der einfachen Leute über das Nichtsein des utopischen Regimes. Versuche der Inszenierung, der Schaffung eines propagandistischen Surrogats des Lebens sind zum Scheitern verurteilt. Dies zeigt Malte Rolf sehr gut in einer Analyse des Lebensstils, den die Zeitung *Voronežskaja Kommuna* (Voronežer Kommune) im "Land der Jugend und des Glücks", im Voronež der ersten Fünfjahrpläne, sät. (2002, 1)

Larissa Lissjutkinas Artikel "Das 'Rätsel Rußland'. Anmerkungen zur russischen Mentalität" kann als gelungener Versuch gelten, geschichtsphilosophisches Nachdenken über Rußland mit einer ausgezeichneten Kenntnis seines Alltags zu verbinden. Die Autorin analysiert darin Begriffe wie den des Raums, der zum Schicksal Rußlands und zur Grundlage seiner geopolitischen Identität wurde, den Begriff der Zeit, die – hier stützt sich die Autorin auf persönliche Beobachtungen – von Russen anders verstanden wird als von Westeuropäern, oder den der Vergangenheit, die durch die Erinnerung an den GULag belastet ist. Warum "Rätsel"? Eher ist es ein Anderssein, das Grund zu der Annahme gibt, daß "die russische Bevölkerung en masse (...) weder eine orientalische, noch eine westliche Mentalität und Identität (hat)", daß die russische Mentalität ambivalent ist. Besonders eingehend widmet sich Lissjutkina der gebildeten Schicht, die "dem

Volk unglaublich fern" sei. "Ihr Lebensstil, ihre Art zu denken und zu fühlen sowie ihre Werte haben fast nichts mit den Interessen und dem Lebensstil der Mehrheit des Volkes gemein." (2002, 1, S. 246) Im Unterschied zu Rybakov ist Lissjutkina nicht geneigt, dies der Intelligencija als Verdienst anzurechnen. Ihrer Meinung nach empfindet diese kein Gefühl der Schuld für die selbstverursachten revolutionären Erschütterungen, sondern schiebt im Gegenteil diese Schuld auf das Volk (eine seltsame Verkehrung der Leninischen Lehre von der Diktatur des Proletariats) und sieht im Volk ihren Feind. Eine solche Gesellschaft kann man natürlich nicht als gesund bezeichnen. Lissjutkina erinnert sogar an Custine, obwohl der Marquis, weiß Gott, ein schlechter Rußlandkenner war. Und bei weitem nicht alle, die heute in Rußland leben, werden der Autorin zustimmen: "Wie immer setzen die Russen auf die Zukunft. Sie wollen immer etwas anderes sein als das, was sie in der Tat sind. Sie sind damit, wie sie leben, unzufrieden." (2002, 1, S. 261) Hier gibt es Anlaß zum Streit, und man kann hoffen, daß die Überlegungen zur russischen Mentalität in der Zeitschrift fortgesetzt werden.

Zusammenfassend sei gesagt, daß das *Forum* die Aufbauzeit hinter sich hat und auf festen Beinen steht. Seine Entwicklung während der letzten Jahre gibt Grund zu der Annahme, daß weitere profunde Arbeiten zur Geschichte des russischen Denkens und der russischen Literatur zu erwarten sind.

Voprosy literatury. September / Oktober 2003

(Übersetzung: Dagmar Herrmann)